Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 35 (1993)

Artikel: Humor im Sprechzimmer

Autor: Vieli, Robert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555572

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Humor im Sprechzimmer

von Robert Vieli

Redaktionelle Vorbemerkung

Unser Mitarbeiter, Dr. med. Robert Vieli, pflegt in seinen gewiss spärlich bemessenen Mussestunden sich von seinen strengen ärztlichen Pflichten durch das Verfassen von satirisch-humoristischen Geschichtlein zu erholen. Wenn wir seine Aufzeichnungen als «Geschichtlein» bezeichnen, so nicht, um sie despektierlich zu bewerten. Im Gegenteil haben sie uns beim Lesen seiner kleinen Sammlung, die er im Jahre 1990 unter dem Titel «Wenn Hippokrates das alles gewusst hätte» herausgab, so sehr angesprochen, dass wir den Verfasser baten, uns für einige wenige ein Abdruckrecht einzuräumen, was er uns denn auch grossmütig gewährte. Sein Werk beinhaltet abgewandelte Begebenheiten, die sowohl den Ernst seiner Tätigkeit, der sie entspringen, als den heiteren Sinn, mit welcher er ihr obliegt, trefflich belegen. Wir dürfen hoffen, dass unsere Leser gleich uns ihre Freude an diesen Erzeugnissen der heiteren Muse haben und straks nach dem Werk «Hippokrates» greifen werden. *P.M.*

Brauchen wir überhaupt Ärzte?

Die älteren Kollegen unter den zufälligen Lesern dieser Geschichte dürften sich dank ihres vorzüglichen Altgedächtnisses einer eminent wichtigen Qualität früheren Arztseins erinnern.

Den Cheftheoretikern moderner Medizin allerdings wäre das, was ich eben als *die* Qualität vorbringen möchte, nicht nur ein alter Ladenhüter, sondern der Ausdruck der Arroganz des Unwissenden. Nun – Cheftheoretiker reden halt so. Mein Glück, dass man mich nicht für meine Unverfrorenheit aufs Rad flicht, nachdem man mir zuvor die Schreibhand abgehackt hat.

Die Qualität, die ich meine, war die totale ärztliche Freiheit im Denken und Handeln. Die früheren Ärzte – Gott sei ihnen heute noch gnädig – sprachen eine Diagnose aus oder verschwiegen sie auch, und niemand hätte daran gedacht, dagegen auch nur leise zu opponieren. Sie entschieden sich – Gott stand ihnen bei – für eine bestimmte Therapie, der man sich still, gläubig und erwartungsvoll unterzog. Und wenn der Behandlungserfolg wider alle Erwartung ausblieb, so ordneten sie Untersuchungen an – Gott liebte sie fürwahr –, die allen wichtig, richtig, sinnvoll und aufschlussreich erschienen.

Die Medizin war dadurch vergleichsweise billig, denn die Diagnose kostete fast nichts, die Therapie war damals um einiges günstiger, und Untersuchungen erübrigten sich recht oft.

Diese glückhaften Ärzte, die sich aus der Kurzsicht unserer Theoretiker wie Viehdiebe im sheriffarmen, goldenen Westen gebärdeten, ahnten nicht einmal, dass diese Zeiten einmal ändern könnten. Sie kannten keine Zweifel an dem, was sie taten und taten es so, dass niemand an ihren Taten zweifelte. Man genas schicksalsbewusster, es lebte sich gläubiger, und es starb sich ergebener. Dabei gilt noch zu berücksichtigen, dass Diagnose, Therapie und Untersuchungen um einiges schwieriger, sprunghafter, einfältiger, alchimistischer, da-

für aber auch intuitiver gewesen waren. Man täte also gut daran, trotz Missachtung durch die Theoretiker, mit Hochachtung für jene Heiler nicht hintanzuhalten.

Doch bei aller Nostalgie scheint dies alles nicht dafür auszureichen, dass die letzten Vertreter dieser Gattung in ein erhaltungwürdiges Reservat abgeführt würden. Seien wir zufrieden, dass man gütig davon absieht, ihre diagnostischen und therapeutischen Irrtümer in grässlichen Schauprozessen breitzuwalzen, sie aus Alters- und Pflegeheimen ans Licht der Wahrheit zu zerren, sie posthum zu vernichten oder an ihren intakten Altgedächtnissen aufzuhängen. Human gewährt man ihnen mildernde Umstände, Straffreiheit und vermeidet gar den Begriff der fast totalen Unzurechnungsfähigkeit. Zudem ist die Verjährung ein grandioses Leichentuch.

Man hat ihre Generation überwunden mit funkenstiebendem Fortschritt, mit dem Komplizen kompliziertester Technik, mit zeitraffer-ischer Raffinesse, mit ratternder Rationalisierung, mit horizontloser Weiterbildung und steter qualvoller Analyse, selbst seiner selbst.

Man hat, entgegen historischer Definition, das Mittelalter erst mit ihnen sterben lassen und so den greisen Veteranen einen geschichtlichen Goldrahmen geschenkt. Ein besseres Schicksal liess sich für sie wahrlich kaum finden, als mit Vesal und Paracelsus in einem Atemzug genannt zu werden.

Der Gedanke aber, dass Fortschritt allein diese spätmittelalterliche Freiheit hinweggerafft haben könnte, stimmt keineswegs. Wenn auch noch nicht allen Vertretern der neuzeitlichen und lebenden Generation bewusst, versetzte eine ganz andere Entwicklung jenen Tatterichen den Gnadenstoss. Begonnen hatte es wieder einmal ganz harmlos mit Minderheiten, gemäss bewährtem politischem Rezepte.

Die manische Masse der Patienten hatte damals noch abseits gestanden. Kleine Gruppierungen hatten die Pionierarbeit geleistet. Fast liebliche Zirkel von Patienten, die an einer seltenen und meist aufwendigen Krankheit litten, hatten sich zusammengefunden, um sich im gegenseitigen Erfahrungsaustausch moralisch aufzurüsten, dann und wann ein berechtigtes Postulat gegenüber Sozialversicherung und auch Ärzten durchzusetzen oder auch nur um sich mit ihren meist unheilbaren Leiden nicht allzu allein zu fühlen. Es handelte sich unzweifelhaft um humane und erfreuliche Zielsetzungen.

Dies änderte sich schlagartig spätestens dann, als der Club der Prostatektomierten das Licht der Welt erblickte. Selbstredend, dass auch die Angehörigen dieser Gezeichneten der Vereinigung beitreten durften. Fast andern Tags eskalierte dies dann mit der gewaltigen Gewerkschaft der Allergiker mit ihren zahllosen Untersektionen der Heu- und Nesselfiebrigen, der Bienenstichanaphylaktiker, der Asthmatiker, die je nach Allergen gut und gern mit rund tausend Subsektionen aufwarteten.

Als sich dann auch noch das Heer der Pektanginösen versammelte, die sich je nach Grad der elektrokardiographischen Makel das bronzene bis goldene Vereinsabzeichen ans Revers steckten, erwachten gar die Pickwickler, so dass wohl einzig die Komatösen unorganisiert blieben.

Vereinsintern tat sich in der Folge aber noch viel mehr. So sprach es sich rasch herum, dass die Stenokardiker unter Beilage eines aktuellen EKG-Abschnittes in die Zielgruppe «Infärktler», wie sie sich schalkhaft selbst bezeichneten, aufgenommen werden konnten.

Kurz danach erfolgte dann die Gründung des Vereins der vegetativ Dystonen mit den starken Untergruppen der Schweisshändigen, der Kopfseborrhoiker, der Hyperaziden, der Meteoristen, der lügenlos Errötenden und der wechselhaft an Magen, Blase oder Dickdarm Irritablen.

Selbst die anfangs der Selbstbezichtigung bezichtigte Zunft der Neurotiker liess nicht auf sich warten, und der obskure Geheimbund der Schizophrenen liess gar die überholte Gilde der Freimaurer erblassen.

Die Legionen der Wirbelversehrten wurden beinahe eine Panpartei, und die Arthrotiker mit den zwei Spitzengruppen der Cox- und Gonarthrotiker liessen politische Trommler vom alten Schrot und Korn vor Neid ergelben.

Selbstredend war es niemandem verwehrt, vielen oder fast allen Vereinigungen anzugehören. Stellten sie sich volldekoriert mit den Gruppenemblemen – sie beschieden den Goldschmieden einen nie gekannten Boom – den Fotografen, musste jeder überalterte Kremlmarschall im Boden versinken.

Doch damit nicht genug. Ziel und Zweck all dieser Gruppierungen waren nicht, sich frank und frei zu irgendeinem menschlichen Makel, zu einem in jeder Gestalt interessanten Siechtum zu bekennen. Hauptziel blieb die organisierte Geschlossenheit gegenüber den Ärzten.

Das sagenumwitterte und reichlich verwitterte Arztgeheimnis, das ja nie etwas anderem gedient hatte, als damit die Unkenntnis der Diagnose zu bemänteln, ward trauerflorlos begraben. Und gleich mitbestattet wurde jene vielbesungene Freiheit ärztlichen Manipulierens am lebenden Objekt. Niemand wäre hinfort ausgeliefert an die uneinsehbaren, sich oft selbst verstrickenden Gedankengänge hippokratischer Spiritisten und wenig spirituöser Spinner.

Die unüberschaubaren Gehege um unmenschliche Hospitäler, Ambulatorien und Praxen brachen ein wie Kartenhäuser im Sturm. Die unleserlichen Rezepte aus den alchimistischen Gross- und Kleinküchen sich ewig gesundstrampelnder Gesundbeter verblassten unter den Röntgenaugen der Patientenvereinsbosse zu Altpapier.

Wie schwer verdauliche Pilze nach einer Gewitternacht sprossen wild treibende Vereinsorgane, Wochenblättchen und Monatstraktätlein auf, umsorgten die kranken Leser mit rührender Sorgfalt, sorgten sich fast krankhaft um Weiterbildung und garnierten das Ganze mit einigen als Fortsetzungsroman aufgemachten ärztlichen Kunstfehlern aus der guten alten, freien Zeit. Denn im jetzigen Zeitpunkt, das war klar, war ein ärztlicher Kunstfehler nicht mehr denkbar.

Unter erstaunlich heftigen Geburtswehen wurden in den Patientenvereinen Richtlinien geboren, die den gradlinigen Weg des Arztes hin zur Diagnose und von dort zur Therapie festlegten. Evangelische Untersuchungsprogramme liessen keine einträglichen Seitensprünge des Arztes mehr zu. Die Behandlung war variantenlos präzisiert. Man erwartete vom Arzt nichts Sensationelles mehr – und vor allem nichts Geheimnisvolles. Zaghafte Einwände todesmutiger Medizinmänner konterten die Vereine mit Zitaten aus der eigenen Fachliteratur.

Ein Blick des Arztes auf die dekorierte Brust seines Gegenüber genügte für die Diagnose. Emblemlexika wurden den überfahrenen Heilern kostenlos abgegeben. Die Einleitung des Patientengespräches blieb nimmer mehr dem Arzt überlassen, sondern natürlich dem Patienten. Um dem immer noch chronisch überlasteten Medikus Zeit sparen zu helfen, brachten manche vorgedruckte Rezepte gleich mit und gingen zufrieden mit Stempel und Unterschrift von dannen.

Es gab zwar noch einige medizinische Raritäten, deren wenige Träger mangels zahlender Mitglieder keinen Verein zu bilden vermochten. Da sie aber – wie übrigens auch schon früher – meist unter Fehldiagnosen banaler Art segelten, fanden sie problemlos Unterschlupf bei grösseren Gruppen.

Auch das ohnehin seit eh und je zu kurz gekommene Gespräch mit dem Vater und Rater Arzt wurde endgültig hinfällig. Die Psychologen gingen betteln. Doch mit solchen Randerscheinungen galt es fertig zu werden.

Natürlich gibt es Zweifler daran, ob das das Ende einer Entwicklung sein kann oder ob einmal mehr bei diesen neuzeitlichen Dinosauriern die Hirnvolumenzunahme hinter dem Wachstum des Fressschädels zurückbleibt.

Zu denken gibt immerhin, dass die ersten Prozesse wegen Kunstfehlern der Vereinsbosse angelaufen sind, oder auch, dass mit Hilfe gewisser Ärzte neue Untersuchungsprogramme ausgearbeitet wurden, an deren Gewinn die Bosse mitbeteiligt wurden. Berufsanarchisten wühlen bereits kundig in den Grundfesten bestimmter Vereine.

Merkwürdig erscheint auch die unglaubliche Tatsache, dass heroische Ärzte, die keine Vereinsmitglieder behandeln, zunehmenden Zulauf registrieren.

Ja es gibt bereits einen Verein, dessen Mitglieder sich bei Eid verpflichten, den Arzt nach einer Diagnose zu fragen, die bereit sind, ihm blindlings zu vertrauen, bis dass der Irrtum sie scheide.

Ganzheitsmedizin oder wenn das Integrale am Lokalen scheitert

Kunegunde Duft zählte zu meinen Patientinnen der ersten Stunde. Nie erfuhr ich, was die damals schon recht angegraute Matrone in meine frisch ausgelegten Netze getrieben hatte. Jedenfalls hielt sie mir nun schon an die fünfzehn Jahre die Treue, als hätte eine höhere Stelle unseren Bund abgesegnet.

Gesund hatte ich sie in all den Jahren nicht gemacht. Das hätte sie sich auch energisch verbeten, denn ein Abbruch ihrer Besuche in meiner Heilsstube stand nie zur Debatte. «Ich brauche einen Arzt. Jeder braucht einen. Alle, die das nicht einsehen, bezahlen früher oder später auf schreckliche Weise.»

Schwerere Leiden hielt ihr die Natur bislang Gott sei Dank vom Leib, und ich sonnte mich in meinem Erfolg, sie an den Klippen der echten Übel vorbeigesteuert zu haben. Wir waren miteinander zufrieden, insbesondere seit ich mich an ihre stets mit unendlich ekstatischer Emphase vorgetragenen Symptome, die ich mit aufgelegter Hand wegzuscheuchen pflegte, gewöhnt hatte und mich ganz ihrer Vortragskunst widmen konnte.

Meine diagnostischen Handgriffe blieben stets diskret, und die therapeutischen landeten meist in der Placebokiste, in der schliesslich auch ein Gutteil der Spezialitäten schlummert. Damit hielt ich Kosten und Nebenwirkungen gleichermassen im Griff. Und alles hätte gut und gern seinen gottbefohlenen Gang nehmen können, bliebe das Schicksal Kunegunde Duft weiterhin wohlgesinnt, entschliefe sie eines Tages sanft und unbemerkt im Bett, ohne das Opfer besonderer medizinischer Hektik geworden zu sein.

Eine Mehrheit solcher Patienten liesse zwar an der Notwendigkeit des Arztes schlechthin zweifeln. Doch ohne mich, so redete ich mir ein, wäre Kunegunde verloren, ertränke im Strudel medizinischer und paramedizinischer Eiferer und entschwände auf dem Grund des Fasses ohne Boden.

Patient und Arzt gewöhnen sich aneinander. So auch Kunegunde und ich. Und wenn unser Geturtel noch zehn Jahre weiterginge, könnten wir unsere silberne Hochzeit feiern. An eine Scheidung jedenfalls glaubte ich nicht mehr. Kunegunde schien mir bereits jenseits jenes Alters, in dem sie noch Zweifel gebären könnte. Und stellten sie sich doch noch ein, würde sie sie mangels Haftvermögen fast simultan vergessen.

Ich irrte, einmal mehr. Vielleicht war ich bei ihren Besuchen zu schläfrig geworden. Die Anzeichen eines fundamentalen Gesinnungswandels müssten eigentlich viel früher wahrzunehmen sein. Ich nahm nichts wahr, vernachlässigte Auge und Ohr und übersah jegliche Prodrome, die mir Kunegundes Wandel unmissverständlich hätten kundtun müssen. Ich war erschlagen, als sie mir gestand, sich demnächst mit Leib und Seele einem andern Arzt anvertrauen zu wollen.

«Glauben Sie ja nicht, ich hätte mein Vertrauen in Sie verloren. Sie sind und bleiben mein Arzt. Ich werde mit Sicherheit zu Ihnen zurückkehren.»

«Fühlen Sie sich denn ernstlich krank? Glauben Sie, an etwas zu leiden, das mir entgangen sein könnte?»

Nein, das wäre es nicht. Nur etwas ginge mir ab. Einen Punkt hätte man in meiner zweifellos langen Studienzeit ausser acht gelassen.

«Was denn, um Gottes Willen?»

Kunegunde wand sich förmlich, legte sich einen wahren Hundeblick zu, zögerte, kramte in ihrer gewaltigen Tasche nach einem Spitzentüchlein, scheuerte auf dem Patientenstuhl herum und gestand schliesslich: «Sie betreiben keine ganzheitliche Medizin.»

Mir stockten fürwahr Atem und Säfte. Mein Herz stolperte trunken dahin. Milz und Leber blähten sich. Ein ganzheitliches Sturmtief durchjagte mein am wunden Punkt getroffenes Vegetativum.

«Eben wurde ein ganz neues Institut für integrale Medizin eröffnet. Ein umgebautes Schloss, Herr Doktor. Dort nimmt man sich Körper, Geist und Seele in einem vor.»

«Hm!»

«Es liegt in den Alpen, in herrlicher Umgebung, mitten in Wäldern, Ozon . . .»

«Ozon ist auch nicht mehr, was es einmal war. Und was geschieht dort mit Ihnen?»

Sie musterte mich erstaunt. «Ich sagte es ja. Sie verstehen leider nichts davon. Ich werde Ihnen einen Prospekt bringen.»

«Tun sie das!» Und ich entliess sie rascher als üblich, was sie mit Recht als die erste Rache eines Ignoranten auslegte.

«Blicken Sie in sich! Erkunden Sie Körper und Seele! Schürfen Sie nach Schätzen, von denen Sie noch nichts wissen! Wir heben sie mit Ihnen, entfalten und legieren sie zur Einheit aus Harmonie und Gesundheit. Finden Sie mit uns zurück zum Ursprung allen Wesens!» So hiess es verheissungsvoll im Prospekt.

Das Schlosssanantorium lag wirklich herrlich. Die Tannen hingen zu den Fenstern herein. Die klare Bergluft versprach völlig neue Konturen. Jede Diät bis hin zum integralen Hungern war zu haben. Schier alles, was mit Leib und Seele angestellt werden kann, stünde zu Gebote. Während der kargen Mahlzeiten arbeiteten die Fusssohlenreflexistinnen unter Tisch weiter. Kein Mittagsschläfchen ohne Ohrnadel am Valiumpunkt. Keine Morgendämmerung ohne Taulaufen zum Ochsenmenuett. Yoga in der aufgehenden Bergsonne. Meditation mit diätleerem Magen danach. Fangoschlacht statt Frühschoppen und Heublumenwickel statt Nachmittagsjass. Als Aperitif ein Eigenblutcocktail. Während des vegetarischen Mittagsmahls alpine Lymphdrainage an den nicht gebrauchten Extremitäten. Nach der Atzung autogenes Integraltraining hinter dem pittoresken Bergfriedhof und für die Scheintoten danach eine aufsteigende Brause aus der schlosseigenen Saline. Schröpfköpfe zum Vieruhrtee. Bioenergetisches Kolloquium im farbbestrahlten Whirlpool dann und schliesslich bis zur wohlverdienten Ruhe geistige Entschlackung auf der Bio-Flex-Alpin-Liege. Endlich ging mir ein Licht auf. Langsam begann ich zu ahnen, was integrale, ganzheitliche Medizin wäre. Wenn das punktuelle Angebot an Therapien so flächenhaft wurde, dass kein bisschen dieses Menschen mehr still vor sich hin litte, wäre es soweit. Dieser Patient wäre nicht etwa vergewaltigt, sondern eben verganzheitlicht. Und dass dieses Ziel kein Wunschtraum und kein Luftschloss bliebe, dafür stand jenes herrschaftliche und doch so alpine Institut gerade, dem selbstredend ein Professor vorstand, eine Koryphäe, ein Polarstern in der Polarnacht der Schulmedizin. Dass dieser Professor, am Rande erwähnt, Zoologe war, und sein Stellvertreter Ökonom, störte offenbar niemanden und schlug einzig mir, der um die Treue seiner lieben Kunegunde bangte, wie ein Blitz in den Liquor. Warum schliesslich sollte die Ganzheitlichkeit nicht auch die Zoologie eingemeinden? Mit der Ökonomie tat ich mich weniger schwer. Sie ist schliesslich auch mit der Schulmedizin intim. Ob aber der Schritt ins Animalische den Schlüssel zum Integralen darstellte, schien mir noch eine offene Frage. Je länger ich indes nachdachte, desto gefälliger wurde mir der Zoologe, bewies mir doch meine Praxis täglich, dass der Schritt vom Animalischen zum Menschlichen noch lange nicht überall vollzogen ist.

Selten hatte mich ein Prospekt mehr verwirrt. Meine vielgeprüfte Sicherheit verlor sich, und Kunegunde Duft mit ihrem feinen Gespür für unsichere Ärzte lächelte mich in einer Weise an, als läse sie in und träte sie auf meiner Seele herum.

«Fahren Sie!» hörte ich mich flüstern, und dankte mir, nicht «soll ich mit Ihnen fahren?» geflüstert zu haben.

Ich hielt es für einen Abschied für immer. Einmal integral therapiert, würfe sie mir nicht einmal die Leidensbrosamen vor. Zudem kehrte sie zweifellos vollgestopft mit ganzheitlicher Lektüre zurück. Von abends acht bis zehn unterlag man nämlich gemäss Prospekt dem Studium jener Schriften, die man den Patienten – zum Selbstkostenpreis selbstredend – stapelweise unters Kopfkissen legte.

Umso überraschter war ich, als mich Kunegunde – sie stak ungefähr in der zweiten Kurswoche – in meiner Praxis anrief. Grässliche Tage lägen hinter ihr. Trotz Diät, Schlammtreten im Takt der Eroica und integraler Nadelung zum Bolero von Ravel wären ihre Gallensteine ins Kollern geraten. Der Zoologe miede sie degoutiert, und auch der vom Stellvertreter verordnete Doppelfango nach dem Frühtango im Tau hätte ihre Gallenspeicher nicht beruhigt.

«Ich halte es nicht mehr aus. Helfen Sie mir! Ich nehme ein Taxi. In sechs Stunden bin ich bei Ihnen.»

Ich nickte ins Telefon und flüsterte: «So zerbricht gar oft das Integrale am Lokalen.»

Auf diese Sentenz war ich stolz. Ich schrieb sie sogar nieder, quer über meine Schreibtischunterlage. Dass ich aber gefragt haben sollte, «eignet sich Ganzheitsmedizin nur für Gesunde?» ist eine plumpe, ja infame Unterstellung.

Mit letzter Hingabe widmete ich mich der wiedergewonnenen Kunegunde, litt gemeinsam mit ihrer gewalkten Seele, teilte mit ihr die ekelhaften Koliken, stand ihrem arg gebeutelten Geist und Geldbeutel gleichermassen bei und lähmte das lockere Geröll in ihrer Gallenblase, bis der Chirurg seinen streng lokalen Eingriff vornähme.

«Ich verdanke Ihnen viel, Frau Duft. Endlich kenne ich mich ein wenig in Ganzheitsmedizin aus», begrüsste ich sie mit Blick auf die mässig hübsche Narbe.

«Das ist gut so, Herr Doktor, denn das ist eine ganze neue Sache, die sich eben des ganzen Menschen annimmt», meinte sie.

«Und was war mit Ihren Gallensteinen?»

«Ach die waren nicht ganzheitlich, sondern für den lokalen Doktor.»

Die totale Psychogenese oder des Notker Baff fatale Erleuchtung

Ausgelaugt von vierzig Konsultationen, acht Besuchen und sechzig Telefonaten, war Dr. med. Notker Baff, Inhaber einer renommierten Ordination, als Abendwrack in seinen weinroten Lieblingsfauteuil gesunken. Die Beine waren hoch-, der Geist flachgelagert, und mit ersterbender Geste ward die TV-Fernsteuerung bedient, die ihm die Pflichtvision «Patient modern» gestatten würde.

Die gleissenden Studiolampen bestrahlten sie unbarmherzig. Schweiss troff von fetten Stirnen in der von wirren Kabeln durchsponnenen, urgemütlichen Fernsehstube, während Mikrofone am brav begrenzten Horizont Amok liefen und da und dort wohl auch schon einen Hinterkopf eingerannt haben mochten.

Im Halbkreis sassen ein paar vor Geld (sah man es ihnen an?) und Geist (man sah es ihnen an!) strotzende Medizinalpersonen, die sich standesbewusst der Kamera stellten und deren Bereitschaft, wieder einmal fundamentale Irrtümer auszuräumen, förmlich überquoll.

Ein journalistisches Weib aber schien von all dem völlig unbeeindruckt, hatte wohl auch keinen Empfänger dafür.

Ihre einfache Frage gab sie ohne alle Dekkung, als Tellsgeschoss selbst einer Hohlen Gasse bar, ab, als ob ihr der Gedanke an eigenes Siechtum überhaupt noch nicht gekommen wäre.

«Wie viele Patienten haben Sie heute morgen behandelt?»

Der brave Praktiker brachte sein «etwa dreissig» mit der devoten Demut eines Leibeigenen hervor.

«Und waren Sie», ihre Stimme vibrierte fiebernd einer Überschlagzeile entgegen, «in der Lage, mit jedem dieser dreissig Patienten ein psychologisches Gespräch zu führen?»

Das abgehalfterte Wrack Notker Baff schien von einem mittleren Blitz getroffen. Das war die Erleuchtung, der Aha-Urschrei, das flammende Skalpell am mitteleuropäischen Untergangshimmel des Notker Baff. Nicht mehr die Konfabulation seines am Bildschirm in die Enge getriebenen Kollegen, noch der Traritrara-Triumph des Zeitungsweibes interessierten Baff in seiner wieder schlaffen Divanwarte. Er war jetzt ganz ruhig. Kein Tremor und kein Terror bemächtigten sich seiner. Baff war nur baff.

Sein unheiliger Heiltag lief ausser Programm vor seinem geistigen Bildschirm ab. Er zählte seine psychologischen Gespräche dieses Tages, «quelle chance», drei an der Zahl, und entschlief eines Gerechten nicht unähnlich zwischen den pisanischen Türmen ungelesener Fachzeitschriften, auf deren einem als temporäre Zinne ein halbgetrunkenes Abendbier wankte.

Sein Traum, den er vor der lauen Mattscheibe tat, ward niemandem kund, knickte aber seine Lebenslinie dermassen, dass die Patienten der nächsten Tage für sich und für ihn gleichermassen zu fürchten anhuben.

Notker Baff verblüffte sie erst, verwirrte sie dann und entzog ihnen letztlich den doch liebgewonnenen Boden unter den Füssen wie einen alten Bettvorleger.

Die 80jährige Oma Balz hatte seit Jahren dank seiner Grippeimpfung den Winter leidlos überstanden, weshalb sie auch heute vorsprach. Was bei allen Heiligen sollte nun aber Baffs Frage nach ihren Partnerschaftsproblemen, die ihr doch allerspätestens beim dritten Ehegatten, der aber auch schon wieder, Gott hab ihn selig, vor zwölf Jahren das Zeitliche gesegnet hatte, hätten klarwerden müssen.

Der bullige Erstligahockeyaner, der immerhin schon zum vierten Mal seit Saisonbeginn zur Nahtentfernung – hoher Stock meuchlings neben der linken Braue – kam, wirkte bei seiner Figur seltsam entwaffnet, als er Dr. Baff vom Aggressionsspiel unter unbewältigtem schulischem Leistungsdruck sprechen hörte.

Ob sich die sonst ganz aparte Serviererin aus der «Blauen Kugel» Krampfadernstrümpfe kaufen sollte, blieb an jenem denkwürdigen Tage eine zum Schweben im Raum verurteilte Frage. Stattdessen sah sie sich recht ausgehorcht, als Notker Baff ihr schonungslos aufzeigte, dass ihre Stauungen nichts weniger als die frustrierte Revolte gegen die ihre Psychodynamik umgatternde Gerantin wäre.

Und auch der gemütliche Muratore Camillo schien doch platt, dass seine Bierschaumgastritis vom unverdauten Austritt aus der Kommunistischen Partei Catanzaros herrühren sollte und dass er dies nur getan hätte, um den helvetischen «capitalisti» besser in den Kram zu passen. Seine Rechtfertigung, dass er hier wäre, weil er hier mehr «Soldi für Birra» verdiene und auch das Bier besser als zu Hause wäre, hielt er vor Aufregung dialektal, und der eher Dante-orientierte Baff verstand sie nicht.

Schwester Dionysia aber, eine Mittelheilige seit Menschengedenken, sah in ihrem Ulcus am Knöchel, mit dem sie seit Dekaden schwanger ging, keinen nur halben Hang zur Stigmatisation, der als symmetrisches Vollbild einzig ihre zeitweilige Bigotterie im Wege stünde. Doch sie verzieh Baff sofort und segnete ihn wie eh und je beim schlurfenden Abgang.

Konsterniert zeigte sich auch der Exschwinger Kasimir, der starke Mann der Camionnage, der heuer schon zum dritten Male der Sinusitis pflegte, als ihn Dr. Baff über den Zeitpunkt seiner Ejakulation befragte.

Notker Baff ward nicht beirrt, als zur Mittagszeit erst zwölf der dreissig Harrenden den ersten Fingerzeig für die Genese ihrer Leiden erhalten hatten. Er entliess die Murrenden kurzerhand mit einer zwar bestimmten, aber doch sehr müden Handbewegung.

Die Praxishilfe, die mittlerweile auf Seite elf der Kreuzworträtselzeitung angelangt war, hatte auf die liebenswürdigste Art dreissig telefonische Konsultationen abgeblockt, da der Meister bei seinen Gesprächen absolut ungestört bleiben wollte. Die folgenden Tage verliefen analog. Anfangs musste der Wartsaal fast gewaltsam geräumt werden, dann füllte er sich nicht mehr.

Frau Klagenfurt war eine der Letzten, die, nahm sie schliesslich in Anspruch, Notker Baff als erste entdeckt zu haben, von ihm wehmütig Abschied nahm. Konnte ihr Spreizfuss wirklich mit der Impotenz ihres allzu früh prostatektomierten Gemahls zusammenhängen, wie Baff zwar sich zu behaupten nicht gerade verstieg, ihr aber doch fast unzüchtig zu entlocken versuchte?

Baff sah sich plötzlich in den verlassenen, wenn auch noch warmen Höhlen eines Ameisenhügels.

Offenbar liess man ihm gütig Zeit, seine noch nicht allzu profunden Kenntnisse in Psychogenese zu vertiefen. Er entliess folgerichtig seine Gehilfin, verkaufte einige Obligationen unter dem Nennwert – und las. Seine Bibliothek nahm gigantische Ausmasse an. Immer subtilere Fragen nahmen ihn gefangen.

Sollte mit Impfungen und Hygiene der seelisch bedingten Empfänglichkeit für Viren, Gonokokken und Bandwürmer entgegengebastelt werden? Sollte dem Organismus die Möglichkeit, mit Papeln, Ausfluss und Blähung zu rebellieren und so mit dem berüchtigten Zaunpfahl zu winken, entzogen werden?

Spätestens als er, Dr. Baff, um die Psychogenese von Krebs und Verkalkung wusste, ward ihm sonnenklar, dass Prioritäten gesetzt werden müssten. Es stürbe sich weder an Nesselfieber noch am Globus hystericus, nicht an Migräne noch an Wadenkrämpfen. Es starb sich unbestritten, medizinisch mehr oder minder behelligt an Krebs, Schlag, Unfall oder Suizid. Gegen diese Geisseln der Menschheit müsste sich alles präventive Unterfangen richten.

Es gälte ein computerisierbares Frageprogramm auszuarbeiten, das es erlaubte aufzudecken, wer eine dieser fatalen Gefährdungen in sich trüge.

Baff war beileibe kein Dummkopf. Niemand schlüge unter seinen Augen mit Argumenten um sich, dass der Mensch schliesslich vergänglich wäre, an irgendetwas abserbeln müsste, dass jede Materie doch zu Ermüdungserscheinungen neigte und dass «Staub zu Staub und Asche zu Asche» auch in diesem Jahrhundert noch Gültigkeit hätte.

Die gewaltigen Probleme nagten an Baff. Kein Lächeln erhellte mehr seine bereits angedorrten Züge, hatte er doch eben seine letzten Obligationen auf eine übersättigte Börse geworfen.

Doch seine programmierte Anamnese nahm Gestalt an. Für einen Moment lächelte er sogar wieder, als er Nichtlächeln als kanzerogen erkannte und die entsprechende Frage zu Papier brachte: «Lächeln Sie – nie – selten – oft?»

Er klapperte Sterbekliniken ab, trieb sich unter Gezeichneten und Moribunden herum, befragte sie noch und noch, sie, die seine Zudringlichkeit als ehrliche Zuwendung hinnahmen und bereitwillig antworteten.

Nicht nur Nichtlächeln, auch notorischer Zorn, kaltes Schwitzen, Ehr- und kommuner Geiz, Gefühlsduselei, Tagträumen, reaktionäres Getue, Demonstrieren gleichgültig wofür, Petting vor achtzehn, überdurchschnittlich gehäufte Opernbesuche und Kriegsbeilphantasien, um nur einiges weniges zu nennen, wirkten krebsbegünstigend.

Hohes Cholesterin, Hypertonie und Diabetes wären einfalte Symptome. Ihre Genese läge in frustrierten Erektionen, in masochistisch gefärbter Völlereitendenz und deshalb in Vorliebe für gequetschte Nahrung, wie Apfelmus, Kartoffelstock, teigige Spaghettis und Kalbsbrät, in profanen Lustgefühlen bei unmenschlichen Fortbewegungen wie Fliegen, Segeln und Fallschirmspringen, im morbiden Tötungswahn gegenüber Kleintieren wie Mikroben, Mücken und Stinkkäfern.

Die Fragebögen umrundeten mählich unaufhaltsam den Äquator. Fast einzig Schlaf galt nicht als Noxe und nur deshalb, wenn auch zweifellos glücklicherweise, gelang es Frau Doktor Baff, ihren geliebten Notker von der Wohltat einer Schlafkur zu überzeugen.

Der Erfolg war für die Familie Baff eklatant, für den Verein zur Förderung der Psychogenese allerdings niederschmetternd.

Dr. Baff erwachte gelöst und erlöst. Die ersten Amseln flöteten von den Firsten, als er, etwas mager zwar, wortkarg wie eh, seine Ordination wiedereröffnete, gegen Grippe impfte, Fäden zog, Gummistrümpfe verordnete, Bier verbot, Beingeschwüre salbte, inhalieren liess und dann und wann, wenn es sein sechster Sinn gebot, länger zuhörte, als es der Tarif vorsah und – Ende Jahres, man glaubt es kaum, sich gar wieder einige Obligationen anlachte.

Die Vollversammlung der autonomen Ärzte

Noch ist es nicht zu lange her, als die Untergrundjugend, von der man gar nicht wusste, dass sie sich unter die Erdkruste verzogen hat-

te, sich an die so verhasste Oberfläche emporarbeitete, Glas schliss, Steine warf und randalierte. Auch die Ärzte bestaunten dieses ungekannte Tun. Einige analysierten Jugend und Gesellschaft, weil sie ohnehin nie etwas anderes getan hatten, die meisten aber lächelten mitleidig, professionell mitfühlig, was schliesslich eine eminent wichtige Pflichtleistung ihrer ärztlichen Tätigkeit schlechthin ist.

Wenige Tiefschürfende unter ihnen – fürwahr es gibt sie – verfassten Kommentare. Schon immer hätten sie davor gewarnt, dass jugendlicher Weltschmerz, längst jenseits der Leiden eines jungen Werthers, sich einmal radikalisieren müsste. Doch letztlich fanden sie die Belegsnotizen, die ihre Prophetie hätten beweisen müssen, nicht.

Die andern, eben die meisten, hielten sich weise zurück, auch dann noch, als die Vitrinen renommiertester Geschäftsstrassen in Brüche gingen, wohl bewusst, dass ihre Ordinationen, in höheren Geschossen befindlich, die Wurfweite der Pflastersteinwerfer überstiegen.

Niemand ginge aber so weit, ihre Toleranz nur damit zu limitieren, als sie selbst keinen Schaden erlitten. Ärzte haben, mindestens solange als sie nicht als Gruppe, Verein oder gar Stand auftreten, ein sehr feines Gespür für das Pendel der Zeit. Politisch wären sie also ganz gut zu gebrauchen, und niemand weiss, weshalb jene von ihnen, die sich politisch gebrauchen liessen, so schlecht zu gebrauchen waren. Vielleicht liegt es daran, dass Leute, wenn sie Politiker werden, noch immer glauben, Geschichte begänne mit ihnen oder auch schlösse mit ihnen.

Gleichviel, rückblendend scheint es jedenfalls bedauerlich, dass soviel Glas zertrümmert und soviel kunstvoll gelegtes Pflaster aufgerissen werden musste, um den Lauf der Dinge in Gang zu halten.

Hätte man die Autonomie in allen Dingen mit einem autonomen Jugendhaus aufhalten können, hätte man den Glaszertrümmerern ganze Strassenzüge anbieten müssen.

Hätte man vorausgesehen, dass die Autonomisierung, die Beseitigung der Einflussnahme durch andere Regelkreise nämlich, mit der Forderung nach einem autonomen Jugendzentrum erst begonnen hatte, wäre man für die historisch notwendige Weichenstellung unendlich dankbar gewesen. Man hätte sich den späteren Vorwurf, den jugendlichen Pionieren Knüppel im wahrsten Sinne zwischen die Beine geworfen zu haben, nicht gefallen lassen müssen. So aber konnte man sich lediglich damit brüsten, sie damals nicht gerade den Märtyrertod sterben gelassen zu haben.

Sigismund Wacker hätte man in jenen Tagen wohl kaum mehr irgendeine Zukunft vorauszusagen gewagt. Zu dick war seine Akte bei der städtischen Hermandad. Keine Demonstration, kein Wasserwerfer- oder Tränengasduell, keine Häuserbesetzung und was es da noch mehr gibt an modernem Vandalentum, war ihm fremd, liess er aus. Wenn Sigismund Wakker wacker zupackte, dann funkte der Zunder. Hier verdiente er seine Sporen ab. Hier lebte er seiner unumstösslichen Prädestination. Noch war Wacker Student, Student der Medizin. Doch trotz seiner ungezügelten Leidenschaft für das Chaos, die noch heute dann und wann fast geheimnisvoll aufbricht und auf Damen einen für Herren völlig unverständlichen Zauber ausübt, blieb sein Postulat nach einer autonomen Ärzteschaft überlang pendent. Andere Berufsgattungen gaben sich da viel speditiver.

Die autonomen Bäcker beispielsweise befreiten sich viel früher von ihren sinnlosen Backfesseln. Sie buken ihre Brote hinfort nur noch, wenn es ihnen passte, hielten sich kaum mehr an Pfunde und Kilos, sondern spuckten auf marktgängige und altbackene Gepflogenheiten, gütigerweise – so hoffen wir – nicht auch noch in den Teig. Auch Brot kann zutiefst emanzipatorisch sein. Ihre Backkunst nahm schöpferischen Charakter an, frei von Gewichtsgeboten, vorgeschriebenen Mehlmischungen, herkömmlichen Formen. Das Brot wurde zwar dadurch nicht besser, aber war nunmehr fast täglich wiederkehrende Demonstration ihrer Autonomie, denn täglich buken sie es natürlich nimmermehr.

Einschneidend waren auch die Beschlüsse der autonomen Postbeamten. Ein- und Auszahlungen sollten nur noch an getrennten Ta-

gen vorgenommen werden, wobei der Wechsel dann stattfand, wenn das Geld für Auszahlungen ausging. So waren denn die Schalterhallen ständig von zahllosen Schuljungen und Rentnern umlagert, die sich in Windeseile zu ihren Auftraggebern zerstreuten, wenn der Wechsel bekanntgegeben wurde.

Während die Forderung nach durchsichtigem Packpapier für Pakete, damit Bomben besser erkannt werden könnten, noch einsehbar war, mehrte sich das Chaos, als die autonomen Postbeamten nach der Besetzung der staatlichen Filialen die individuelle Frankatur einführten. Nur sie entschieden von da ab, welche Postsendungen sie gratis beförderten und wann sie mit einem kühnen Griff in ihre Markenkiste Zuschläge erheben müssten. Richtlinien gab es dafür natürlich nicht, da sie ja ihre echte Autonomie lächerlich gemacht hätten. So liess es sich denn nicht abwenden, dass sich die Kunden für ihre Dienste erst Offerten machen liessen, um dann zu entscheiden, ob sie ihre Ansichtskarte nicht gleich selbst nach Venezuela tragen möchten.

Doch machten sie dabei – wenigstens anfangs – nicht die Rechnung mit den autonomen Fluglotsen, Piloten und Flugbenzintankwagenfahrern, die in täglichen Vollversammlungen darüber abstimmten, welche Kurse sie morgen – von heute war schon gar nicht mehr die Rede – abhalten wollten. Die Autonomie des Zielhafenpersonals allerdings verbot jede Absprache, so dass sie oft über fernen Betonpisten kreisend das Zeitliche segneten. Hilfe konnte ihnen bei ihrer Niederkunft schlecht zuteil werden, da die Rettungstrupps und Feuerwehrleute aus ihrer Vollversammlung nicht abkömmlich waren. Das war auch nicht weiter schlimm. Vor den Krankenhäusern hätten sich die Ambulanzen ohnehin hoffnungslos gestaut, da die Krankenschwestern und Pathologiegehilfen sich in ihrer Vollversammlung nicht einigen konnten, wann die nächste Vollversammlung abgehalten werden sollte.

Die Landwirte, man staune – auch sie noch bezeichnenderweise vor den Ärzten – wir verzeihen es Sigismund Wacker niemals – waren zwar verwirrt, da ihnen das Zeitgebundene voller Euter frustrierend die echte Autonomie annagte, behalfen sich aber damit, dass sie alleine beschlossen, was mit ihrer Milch zu geschehen hätte. So gab es Zeiten, in denen es nur Milch und keine andern Milchprodukte zu kaufen gab und männiglich zu buttern und käsen begann – Stracchino fatto in casa, Camembert ala maison. Was aber, wenn es nur Käse zu kaufen gab? Milchen kann man ihn nicht. So hielt man sich wieder Ziegen – und die Autonomie der Hausfrau gedieh ihrerseits ein gutes Stück vorwärts. Dass es auch schon autonome Kühe gäbe, ist selbstredend barer Unsinn. Autonomie ist echt menschlich, artspezifisch.

Auch die Metzger erkannten die Zeichen der Zeit und kannten Zeiten, in denen sie alles radikal verwursteten, was immerhin dazu führte, dass Würste wieder Fleisch enthielten, oder aber Zeiten, in denen sie das Fleisch nur noch viertelsweise abgaben. Zwar hätte man es tiefkühlen können, wenn nicht die autonomen Elektrizitätsarbeiter eben zu einer einwöchigen Vollversammlungssession aufgerufen hätten.

Dass sich selbst die Polizei autonomer Gelüste nicht zu entziehen vermochte, erkannte man spätestens an jenem Tage, als alle Verkehrsampeln der Stadt auf rot verharrten und eben gefasste Delinquenten mit der freundlichen Bitte freigelassen wurden, sich doch in zwei oder drei Tagen wieder zu melden, da in wenigen Minuten die Polizistenvollversammlung gestartet würde. Die Wasserwerfer liehen sie liebend gern den zufällig arbeitenden Stadtgärtnern aus.

Wer nun glaubt, das Chaos müsste fürchterlich geworden sein, irrt. Sobald ein Bedürfnis echt wurde, setzte auch wieder eine beschränkte Produktion ein, und niemand hätte gedacht, wie lange es gehen kann, bis ein Bedürfnis wirklich echt wird. Dass sich allerdings die Liste jener Produktionsgüter enorm verlängerte, für die schlechterdings kein echtes Bedürfnis bestand, erstaunte immer weniger. So wurden bald einmal nur noch Turmuhren hergestellt und die Türme endlich wieder ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt. Die Auswahl an Teigwaren reduzierte sich auf Spaghettis,

und binnen kurzem gab es nur noch Turnschuhe und Gummistiefel.

Der Sport verkümmerte endlich wieder zu dem, was er sein müsste. Die Fussball- und Tennisspieler spielten – die Fussballspieler pikanterweise in Gummistiefeln – wenn sie in ihrer Vollversammlung beschlossen hatten, Lust dazu zu haben –, und niemand sah ihnen dabei zu, einmal, weil man ja nie wusste, wann die Lust der Spieler übergross geworden wäre, zum andern weil auch die Zuschauer in ihren Vollversammlungen festzusetzen hatten, ob und wann sie zuschauen möchten. Nur mit der zeitlichen Korrelation haperte es naturgemäss.

Soweit also musste die allgemeine Autonomie erst gedeihen, bis Sigismund Wacker, der sich inzwischen allen Propheten zum Trotz zum Arzt approbiert hatte, bei seiner Zunft Gehör fand.

Dass sich die Ärzte, einmal mit dem Autonomievirus infiziert, noch radikaler gebärden würden, lag wohl in ihrer unglaublichen Unterdrücktheit bis dahin. Dass ihre Vollversammlungen wesentlich länger dauerten als in anderen Berufssparten, erstaunt keinen, der ihre brisante Eloquenz und renitente Penetranz kennt. Einstimmigkeit in ihren Reihen grenzt an Verrat, Selbstaufgabe.

So kam es, wie es kommen musste. Sie tagen noch heute – und die Spitäler schlossen ihre Pforten, und die Ordinationen verwaisten. Man starb wieder, wenn die Zeit dafür gekommen schien – und man lebte um einiges gesünder, da die echten Bedürfnisse dem Menschen offenbar doch zuträglicher sind und man sich nicht mehr auf irgendwelche Chemie und chirurgischen Verstümmelungen zu verlassen brauchte.

Sigismund Wacker aber sitzt seiner Versammlung, seinem Werk vor, ergraut dabei und weiss, dass seine Aufgabe historisch ist. Er wird sie durchkämpfen, und es gibt keinen, der ihm nicht ein möglichst langes Leben wünschte.

Eine Frage zu guter Letzt aber drängt sich auf. Was taten die Politiker in dieser arg veränderten Landschaft, die jeden Auferstandenen das nackte Grauen lehren hätte müssen?

Sie taten viel, weit mehr als jeder sich von ihnen zu erhoffen gewagt hätte. Sie besuchten Vollversammlungen, Vollversammlungen, Vollversammlungen.